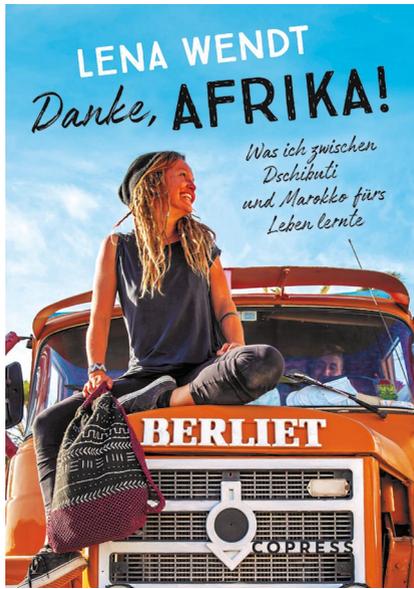


LENA WENDT

Danke, AFRIKA!

*Was ich zwischen
Dschibuti
und Marokko fürs
Leben lernte*





Lena Wendt

Danke, Afrika!

Was ich zwischen Dschibuti und Marokko fürs Leben lernte

240 Seiten

15 x 21,5 cm

Klappenbroschur

€ 18,- [D] | € 18,50 [A]

ISBN: 978-3-7679-1254-0

WG 360 – Reiseberichte/Reiseerzählungen

April 2022

www.copress.de

Leseprobe

Danke, AFRIKA!

*Was ich zwischen Dschibuti und
Marokko übers Leben lernte*

LENA WENDT



Vorspann / Aourir , 20. Juni 2020

Jetzt sind es bereits dreiundneunzig Tage. Die längste Zeit meines Lebens, in der ich nicht frei das machen kann, was ich will. Draußen patrouillieren wechselweise Polizisten auf Pferden, der Spitzel des Kaid oder der Kaid selbst mitsamt seinen Soldaten. In den letzten Wochen habe ich ansatzweise ein Gefühl dafür bekommen können, was es bedeuten muss, in einem Land zu leben, in dem dein Herz und dein Kopf etwas ganz anderes sagen als das Gesetz und die Regeln der Gesellschaft. Und was es heißt, heimlich Nischen finden zu müssen, in denen ich Freiheit ausleben kann. Und zwar ohne innerlich durchzudrehen, jemanden zu verletzen, in Schwierigkeiten zu bringen oder selbst im Gefängnis zu landen. Dabei habe ich die Erkenntnis gewonnen, dass es nicht das gleiche Gefühl von Freiheit ist, wenn ich sie in dem Wissen auslebe, gerade etwas Verbotenes zu machen – und sei es auch nur die eine Stunde am Tag, die ich mir nehme, um allein im Nirgendwo Skateboarden zu gehen. Obwohl in Marokko gerade jeglicher Ausgang – ohne triftigen Grund verboten ist.

Doch in diesem Moment höre ich nur die jublierenden Vögel, die Palmenblätter, die knisternd vom Wind hin und her bewegt werden, die Straßenhunde, die jedes vorbeifahrende Mofa aufgeregt anbellern, sowie das ewige beruhigende Rauschen des Meeres. Schon krass, wie sehr alles eine Frage der Perspektive ist, eine Frage meines Fokus, und wie ich, ganz egal, woher ich komme und wo ich lebe, zu jeder Zeit selbst entscheide, was ich sehe und höre, was ich weiterverbreite, was ich erlebe, was ich denke und somit auch was ich fühle. Die Frage ist nur: Bin ich mir dessen in jedem Augenblick bewusst?

»Willst du nicht zurück nach Deutschland kommen?«, haben meine Familie und Freunde daheim zu Beginn des Lockdowns immer wieder gefragt. »Du hast ja keine Ahnung, was da in Marokko noch passieren wird. Es ist immerhin Afrika. Was, wenn die das nicht in den Griff kriegen? Das Gesundheitssystem dort kannst du völlig vergessen. Wer weiß, für wie lange du dableiben musst, wenn du jetzt nicht handelst.

Außerdem greift in solchen Zeiten keine Versicherung ... «

Witziger Weise habe ich nie darüber nachgedacht, nach Europa zurückzugehen, mir stattdessen zig Gedanken gemacht, wie ich es anstellen kann zu bleiben. Und ich weiß, dass alle, die mich kennen, meine Antwort bereits geahnt haben und ihre Frage nur zeigen sollte, dass sie mich liebhaben und es schön fänden, wenn ich in der Nähe wäre. Sie alle wissen mittlerweile, genauso wie ich selbst, dass ich sie ebenfalls lieb habe, dass ich diesem Teil der Erde aber nicht eine Sekunde länger fernbleiben kann als nötig. Auch wenn es manchmal nicht leicht ist und neben all den großartigen Dingen immer wieder etwas passiert, das mich zutiefst verstört: In den Ländern Afrikas bekomme ich, was ich nirgendwo anders finde. Eine Magie, von der ich einfach nicht genug kriegen kann.

Magisch / Südafrika 2008

Yanga tippt zweimal mit seinem Zauberstab auf den alten Zylinder, und – zack - guckt ein weißes Kaninchen aus dem Hut. Ein Raunen geht durch die Menge. Erneut tippt er zweimal auf die schwarze Krempe, das Tier verschwindet. Er schnippt, und der Zylinder landet wie von Zauberhand wieder auf seinem Kopf. Applaus und Gejohle aus der ersten Reihe, Sprachlosigkeit und Lacher von rechts und links neben mir.

Ich bin völlig reizüberflutet und kann gerade überhaupt nicht fassen, dass ich hier sitze und weißen Kaninchen beim Verschwinden zuschaue. Es ist noch früh am Morgen, und ich bin fix und fertig, gleichzeitig jedoch wahnsinnig gespannt und aufgeregt. Erst gestern bin ich in Südafrika gelandet. Mein erstes Mal auf dem afrikanischen Kontinent, von dem ich von klein auf geträumt habe. Und jetzt sitze ich hier auf diesem schwarzen Klappstuhl, umgeben von Zauberstäben, Zauberhüten, kleinen Zauberern und Hexen. Ich kneife mich in den Arm. Autsch. Kein Traum. Zum Glück ist der Plastikstuhl unbequem genug, um nicht wegzunicken und womöglich selbst weiß und wuschelig in

irgendeinem Hut aufzuwachen.

Vor mir wird gerade ein Schüler zersägt. Mit weiten Gesten schiebt Yanga zunächst die Beine seines Freundes beiseite, dann den Kopf. What the ... Wie macht er das? Mein Mund steht offen. Hoffentlich kriegt er seinen Kumpel auch wieder zusammengebastelt, denke ich, als ich David Gores Blick auf mir spüre.

Der große schlanke Schulleiter, der im etwas zerknitterten Frack zwischen Vorhang und Bühne steht, könnte ebenso gut eine Eule auf der Schulter tragen und würde kaum skurriler aussehen. Aber hier in dieser knurrigen alten Villa, die Draculas Architekt vor mindestens zweihundert Jahren entworfen haben muss, wirkt er wie ein Teil der Inneneinrichtung. Stolz grinst er zu mir herüber, dann zuckt er mit der rechten Schulter und zwinkert mir zu. »You see«, sagt sein Blick, »Wahnsinn diese Kinder.«

Ja, der absolute Wahnsinn. Ich habe eine Gänsehaut, während meine Dankbarkeit mit meiner Ungläubigkeit um die Wette rennt. Bis vor sechs Monaten wusste ich noch nicht einmal, dass es diesen Ort gibt ...

[...]

Die untergehende Sonne lässt das Zugabteil, in dem wir alle dicht an dicht stehen, regelrecht leuchten. Als der Zug in die Kurve geht, versuche ich krampfhaft, niemanden mit meinem Stativ umzuhauen. Es riecht nach Schweiß und Staub. Und es ist neu für mich, die einzige Weiße zu sein, während alle anderen um mich herum Schwarz sind. Ich fühle mich nicht unwohl, und doch wäre ich, hätte ich gerade die Wahl, lieber Schwarz. Einfach, um nicht so herauszustechen, um mehr dazuzugehören. Aber würde eine andere Hautfarbe allein ausreichen? Ist das nicht nur in meinem Kopf?

Die Apartheid in Südafrika ist seit 1994 offiziell vorbei. Seit nicht einmal fünfzehn Jahren. Aber ist sie inoffiziell auch vorbei? Fraglos liegt ein Stempel auf meiner Hautfarbe. Und der wird nicht morgen weg sein, nur, weil ich mir das wünsche. Aber ich bin ja hier, um dazuzulernen. Und wodurch könnte das schneller gehen, als dadurch, »die andere« und manchmal eben auch »die Einzige« zu sein? Vielleicht

kann ich zumindest eine sein, die ein wenig dazu beiträgt, bei den Menschen, die mir begegnen, das eine oder andere Vorurteil abzubauen.

Das Mädchen vor mir mustert mich mit einem fragenden Gesichtsausdruck. Offen lächele ich sie an.

»Hast du dir bewusst ein Ticket für die dritte Klasse gekauft?«, fragt sie.

»Klar, das war das Billigste!«

»Na ja, normalerweise fahren Weiße nicht dritte Klasse ... Aber schön, dass dir das egal ist.« Sie zuckt mit den Schultern, gefolgt von einem charmanten Lächeln. »Ich bin übrigens Maria.«

»Und ich bin Lena.« Was für eine wunderbare Begegnung, denke ich.

Der Zug bremst. Die Masse Mensch wird weiter komprimiert und schwingt dann mit dem stoppenden Zug wieder auseinander. So richtig Luft zum Atmen hat trotzdem niemand.

»Die paar Leute in der ersten Klasse wünschen sich wahrscheinlich gerade einen weichen Sitznachbarn, gegen den sie fliegen können«, sage ich.

Bei der Vorstellung müssen Maria und ich lachen.

Kapstadt Hauptbahnhof. Endstation. Ich winke Maria zum Abschied, so gut das eben geht mit zusammengedrückten Ellenbogen. Sie winkt zurück, während wir mit dem sich in Bewegung setzenden Menschenfluss in verschiedene Richtungen getrieben werden.

Weiße fahren normalerweise nicht dritte Klasse, halt es in meinem Kopf nach. Ich sollte doch zaubern lernen. Dann mache ich uns einfach alle farbenblind. Aber wie arm wären wir, wenn wir all die Schönheit dieser Vielfalt, die unsere Welt ausmacht, nicht mehr sehen könnten?

Aourir, 23. Juli 2020

Medial geht Corona komplett an mir vorbei. Nicht aus Ignoranz, sondern weil ich gern in meinem eigenen Gefühl bleiben will. Ich habe schon vor Jahren aufgehört, rund um die Uhr Nachrichten zu

konsumieren. Vielleicht bin ich die einzige ehemalige TV-Journalistin ohne Fernseher. Hätte mir einer der Dozenten im Studium erzählt, dass es bei den meisten Medien weniger um die Inhalte als ums Geldmachen geht, hätte ich wahrscheinlich ernüchtert abgebrochen und doch Tiermedizin studiert. Corona macht mir noch einmal mehr deutlich: Warum soll ich mir eine subjektive Auswahl an Weltelend quotengerecht aufbereitet servieren lassen, um danach nichts weiter damit zu machen, als traurig, wütend oder ängstlich zu werden. Lieber stelle ich dort, wo ich gerade bin, viele Fragen. So kann ich einen möglichst umfassenden Eindruck von dem bekommen, was die Menschen vor Ort beschäftigt. Ich höre zu, beobachte und spüre nach, was das mit mir macht. Und wenn ich dann dazu beitragen kann und will, etwas zum Besseren zu verändern, frage ich ob es gewünscht ist und wenn ja, lege ich los.

Große Themen erreichen heute sogar Menschen in der abgelegensten Hütte am Amazonas. Insofern mache ich mir wahrlich keine Sorgen, etwas wirklich Relevantes zu verpassen. Heute ist es Mehdi, der mir aufgeregt von dem Mord an einem Schwarzen US-Amerikaner erzählt und von der weltweiten Bewegung, die sich daraus zu entwickeln scheint. Seit Wochen treffen wir uns heimlich. Mehdi, seine Brüder Youssef und Ayoub und ich. Mehdi und Youssef haben Muscheln aus dem Meer geholt, die wir, frisch gekocht, verputzen. Sie riskieren jedes Mal Ärger. Denn niemand darf ins, aufs oder auch nur ans Meer. »Die Polizei hat uns schon wieder rauspfeifen wollen«, erzählt Mehdi wütend. »Die spinnen! Wovon sollen wir uns denn ernähren, wenn hier alles stillsteht und keiner mehr Arbeit hat?«

Die meisten Marokkaner sind selbständig. Viele leben mehr oder weniger von der Hand in den Mund. Von meinen Freunden rund um Agadir arbeitet die Mehrzahl im Surftourismus. Doch damit ist es jetzt auf unbestimmte Zeit vorbei. Keiner von ihnen verdient mehr Geld. Kaum ein Arbeitgeber kommt für seine Angestellten auf, nur wenige sind offiziell angemeldet und können auf staatliche Unterstützung hoffen. Ersparnisse gibt es so gut wie nie, wie auch, wenn es immer jemanden in der Familie gibt, der gerade finanzielle Unterstützung braucht. Obwohl

ich Respekt davor habe, wie schnell und radikal die marokkanische Regierung handelt, begreife ich nicht, weshalb Fischen nicht möglich sein soll, um sich in einer so schwierigen Zeit wenigstens selbst zu versorgen. Doch die Einheimischen bleiben weitestgehend ruhig. Denn wenn in Marokko eines gilt, dann ist es »Inschallah« .

»Wir haben doch alles, was wir brauchen«, sagt Youssef zufrieden. Er ist dreiundzwanzig und damit acht Jahre jünger als Mehdi, aber so ausgeglichen, als wäre er fünfzig Jahre älter. »Das Meer gibt es uns. Im schlimmsten Fall fischen wir halt nachts. Und unser Garten versorgt uns mit dem Rest. Ich muss nie einkaufen.«

»Außer Zigaretten«, stichele ich.

»Im Zweifel verkaufe ich mein Auto«, womit er den jahrzehntealten Renault mit den platten Reifen meint, der langsam aus allen rostigen Nähten bricht. Ein verschmitztes Lächeln erscheint auf Youssefs hübschem Gesicht und entblößt dabei einen gammeligen schwarzen Zahn. Rauchen und Zucker, denke ich unwillkürlich, ohne es wirklich zu wissen, und frage mich, was ich tun würde, wenn meine Zähne anfangen, so zu gammeln, und ich mir den Zahnarzt nicht leisten könnte. Wie Ayoub, der hinter uns in der Hütte zu pennen versucht. Seine linke Wange ist um das Doppelte geschwollen. Vor lauter Schmerzen kann er nicht mal mit uns essen. Um und bei vierzig Euro kostet der Zahnarzt. Zahnarztassistenten behandeln einen schmerzenden Zahn teilweise für die Hälfte. Wenn es in den nächsten Tagen nicht besser wird, muss Ayoub sich irgendwo Geld leihen und hin.

»Iss noch!« Mehdi zeigt auf den Teller mit den leckeren Muscheln. Um auch etwas beizusteuern, habe ich Salat und Chilisoße gemacht... Der Salat besteht vor allem aus lokalen Kräutern. Die hat mir meine wunderbare neue Freundin Anke gezeigt. Sie wohnt in der Wohnung nebenan und hat eine Philosophie: »Wenn wir wieder das essen würden, was um uns herum wächst, aufhören würden, alle den gleichen Kram zu kultivieren, zu spritzen und Monokultur zu betreiben, würde es keinen Hunger mehr auf der Welt geben.« Youssef findet es sichtlich seltsam, seine Hecke zu essen. Trotz der herzlichen Einladung fühle

ich mich schlecht, weil ich weiß, wie hart die Jungs für ihr Essen gearbeitet haben, und keinem von ihnen etwas wegessen will. »Hast du schon mal irgendwo in Marokko jemanden aufessen sehen?«, geht mir Felix Frage durch den Kopf. Felix, noch so ein wunderbarer Mensch, der ohne Corona sicher nie Teil meines Lebens geworden wäre. Ich habe ihn eher beiläufig auf einem Festival in Deutschland kennengelernt, wo ich meinen Film vorgeführt habe und dann zufällig hier wiedergetroffen. Als der Lockdown kam, war er gerade in der Nähe von Marrakesch und genoss sein Leben und das Wasserskifahren. Als die Situation im Land innerhalb von Stunden kippte und klar wurde, dass Marokko jeglichen Verkehr zwischen den Städten in Kürze untersagen wird, zog er mit seinem Bulli schnell auf den nächsten Strandparkplatz bei mir um die Ecke, und wir beschlossen, die Zeit des Lockdowns gemeinsam durchzustehen. Einer für alle und alle für einen. »Bei mir um die Ecke« heißt übrigens fünf Minuten vom Haus meiner Freunde Karen und Graham entfernt, bei denen ich untergekommen bin. Inzwischen ist Felix zu einem, wenn nicht zu dem vertrautesten Menschen für mich geworden. Anke, Felix, Mehdi, Youssef ... Diese Corona-Zeit hat mir unglaublich tolle neue Freundschaften geschenkt. Ich beobachte die beiden Brüder, die entspannt auf ihren weißen Plastikstühlen sitzen. Sie sind fertig mit dem Essen. Dabei ist der Teller mit Muscheln in der Tischmitte noch halb voll. Nein, ich habe in ganz Marokko tatsächlich noch nie jemanden etwas aufessen sehen und auch noch nie erlebt, dass jemand sein Essen nicht teilt.

»Ich bringe Felix einfach den Rest«, rufe ich freudig und ernte ein dreifaches Kopfnicken.

»Auf jeden Fall, das muss er probieren«, sagt Mehdi und fügt voller Stolz auf seinen kleinen Bruder hinzu: »Youssef ist der beste Koch weit und breit!«

[...]

In dieser Nacht kann ich nicht schlafen. Wie selbstverständlich schmerzfreies Kauen und ein Zahnarztbesuch für mich sind. So viele Realitäten in einer Welt. Wenn ich in Deutschland bin, fühle ich mich

oft, als wären wir es, die in großer Armut geboren wurden. In einer Art Gesellschaftsarmut, in der jeder für sich manchmal ganz schön allein ist. In der Teilen am besten vorher angekündigt wird, damit auch ja genug für den Teilenden bleibt. In der viel geträumt und wenig gelebt wird. Wegen all der »Abers«, die nur in unserem Kopf existieren und uns blockieren. Trotz, womöglich aber auch aufgrund der Freiheiten und Möglichkeiten, die wir unserer Herkunft zu verdanken haben. »Ich möchte frei sein, aber ... «

Weiß sein. Privilegiert sein. Deutsche sein. Erst fernab von Deutschland habe ich zum ersten Mal gespürt, was das überhaupt heißt. Und immer wieder lerne ich es aufs Neue zu sehen und zu schätzen. Wie jetzt. Daheim nehme ich vieles als ganz selbstverständlich hin, weil es nie nicht da war.

Als Kind habe ich Armut an Krieg und Krisen festgemacht. Daran, nicht genug zu essen zu haben und nicht zur Schule gehen zu können. Meine Oma hat in Armut gelebt. Meine Mama schon nicht mehr wirklich. Ich nie. Ich hatte mehr als genug, weil meine Familie hart dafür gearbeitet hat. Ich erinnere mich an TV-Kampagnen für meist „arme Schwarze Kinder“, deren Eltern sicher auch hart arbeiteten, bei denen es jedoch nicht mal für das Nötigste reichte. Ich war voller Schuld und Scham und entwickelte das dringende Bedürfnis zu helfen. Aus meiner kindlichen Perspektive heraus war ganz klar: Jedes afrikanische Land braucht Hilfe. Ich muss helfen. Zum Glück habe ich dieses naive, ja fast schon übergriffige Denken im Laufe der Jahre gegen Neugier, Offenheit und Nachfragen getauscht. Hoffe ich zumindest. Was für ein uferloses Thema. Privilegien, Gleichheit, Rechte, Freiheit ... Vermutlich ist es das Thema der Menschheit. Habe ich es mir deshalb bislang immer nur kurz angeschaut? Weil es mich erschlägt, wenn ich diese Tür aufmache? Nicht hinzugucken ist aber auch keine Lösung. Ich will wissen, was gerade in den USA los ist, und beginne zu recherchieren. Das Erste, was mir begegnet: #blacklivesmatter. Diverse Storys und Posts von Weißen Influencer*innen, die Posts von farbigen Influencer*innen teilen. Ich komme schon mit dem Hashtagtitel nicht klar. Wie kann es

sein, dass wir in einer Welt leben, in der es offenbar immer noch Menschen gibt, die das anders sehen? Eine Welle von größtenteils fremden Emotionen überrollt mich. Das Internet brennt. Herzen brennen. Ich bin erschrocken, verwirrt, gelähmt, völlig überfordert und mutlos, als der Muezzin zum Morgengebet ruft:

Allah ist der Allergrößte. Ich bezeuge, dass es keinen Gott außer Allah gibt. Ich bezeuge, dass Muhammad der Gesandte Allahs ist. Kommt her zum Gebet. Kommt her zum Heil. Allah ist der Allergrößte. Es gibt keinen Gott außer Allah.

Die Straßenhunde stimmen wie üblich in seinen Gesang ein. Und ich bin traurig. Wie sehr wünschte ich, dass wir weiter wären. Ich spüre sowohl den Schmerz und Zorn der einen als auch die Schuldgefühle der anderen. Dass diese Sintflut der Emotionen immer wieder die gleichen Themen bedient, ohne dass wir spürbar daran wachsen, macht mir Angst. Und wenn ich den Fokus wieder und wieder auf den Unterschied von Hautfarben lege, betone ich diesen doch nur umso mehr, statt ihn einzuschmelzen und endlich aus unseren Köpfen auszuradiieren, oder? Eine Frage, die mich einfach nicht loslässt.

Im Township daheim / Südafrika 2008

»Genozid in Südafrika« ... Die Medien übertreiben mal wieder«, sagt Peter und schließt die Online-Meldung auf seinem Computer. Der Deutsche und seine österreichische Freundin Doris betreiben das Reisemagazin in Kapstadt, bei dem ich sechs Monate lang mein Praktikum machen darf. Die beiden sind unglaublich herzlich und lustig. Und vor allem Peter ist herrlich unbeschwert. Mit Mitte zwanzig ist er nach Südafrika gekommen und hier hängen geblieben. Ich kann nur schätzen, aber das dürfte etwa dreißig Jahre her sein.

»Ja und nein«, sage ich. »Bei mir im Hostel wohnt auch eine Familie aus Simbabwe. Ein Mann, eine Frau und ihre vier Kinder. Die gehen

nicht mehr vor die Tür. Der Vater nur nachts, um Geld zu verdienen. Sie haben Angst zusammengeschlagen zu werden oder noch Schlimmeres.«

»Ach, echt?« Peter ist sichtlich betroffen.

»Ja, das Hostel lässt sie vorerst kostenlos wohnen und hat ihnen Kleidung geschenkt, weil ihre Wohnung angezündet wurde.« Jetzt, da ich darüber rede, merke ich erst, wie sehr mich das Schicksal der Familie schockiert und berührt. Vor meiner Abreise aus Deutschland habe ich zwar gehört, dass der Hass in Südafrika gegen Arbeiter aus Sambia und Simbabwe gerade zunimmt, aber jetzt wohne ich sogar mit Menschen unter einem Dach, die diesen Hass am eigenen Leib erfahren. Wie groß muss die Angst einer Familie sein, dass sie sich nur noch nachts raus- traut, während andere um sie herum ihr ganz normales Leben führen, ohne vielleicht jemals zur Kenntnis zu nehmen, was um sie herum abgeht. Und was macht so etwas mit den Kindern?

»Hier kriegen wir davon gar nichts mit«, sagt Doris.

Das verstehe ich nur zu gut. Der Radius, in dem ich mich bewege, formt mein Bild. Wenn ich in der City von Kapstadt lebe oder direkt am Tafelberg ist meine Welt eine andere als fünf Kilometer weiter und erst recht anders als im Township. Und wenn ich nie mit Menschen aus einem anderen Kreis zu tun habe, woher soll ich von ihren Sorgen und Nöten, von ihren Freuden und Träumen wissen? Wie oft vergesse ich, dass da mehr ist als das, was ich denke. Wie oft verlasse ich denn meinen eigenen Film. Jeder von uns lebt in seiner persönlichen Blase, die für ihn die »Wahrheit« und »Realität« ist. In Südafrika sind diese Lebenskreise, so mein erster Eindruck, sehr oft von der Hautfarbe geprägt. Und in Deutschland? Als Kinder trennte uns irgendwann das Schulsystem. Und später umgeben wir uns meist mit den Menschen, die uns ähnlich sind, die ähnliche Interessen und Einstellungen haben. »Soziale Schichten« nennen wir das. Wie kann etwas sozial sein und gleichzeitig Schichten haben?

Mittags bin ich mit Yanga und Mawonga verabredet. Sie sind schon ein bisschen wie kleine Brüder für mich, denn auf Grund des

Filmprojekts verbringen wir viel Zeit miteinander. Ich bin so dankbar, dass ich mehr über ihr Leben erfahren darf. Heute sogar, wo sie zu Hause sind.

Die beiden holen mich in der Redaktion ab, um mich nach Khayelitsha zu begleiten. Allein soll ich nicht fahren. »Zu gefährlich«, sagt Mawonga. Na, wenn er meint, denke ich mit einer Mischung aus enttäuschem Abenteuerdrang und leichtem Unglaube angesichts der vielen großartigen Begegnungen, die ich in dieser Stadt bisher hatte. Aber eine goldene Regel habe ich für meine ziemlich planlose Art zu reisen: Frag immer die Locals! Die wissen am besten, was geht und was nicht. (Manchmal frage ich auch drei, vier Leute mehr, wenn mir die erste Antwort nicht gefällt. Sicher ist sicher.)

Wir stehen an der Straße, als der nächste pickepackevolle Minibus angerauscht kommt. Mawonga hält eine Hand raus. Prompt klopft der aus der halbgeöffneten Schiebetür hängende Beifahrer aufs Dach der Blechkarosse, der Fahrer geht in die Eisen, und der Minibus kommt direkt neben uns zum Stehen. Punktlandung. Doch wo darin noch drei Plätze für uns sein sollen, kann ich nicht erkennen. Wir zwängen uns trotzdem durch die Tür und finden irgendwo eine Ritze. Ich zwischen einem spindeldürren, etwa achtzigjährigen Mann und einer Mama, die ungefähr dreimal meinen Umfang hat und nun zwei ihrer Kinder netterweise zwischen ihren Bauch und den Vordersitz schiebt, damit ich »Platz« habe. Ihr Baby drückt sie mir kurzerhand auf den Schoß.

»Hi«, ruft sie mit einem breiten Grinsen über die laute Musik hinweg, die durch den Bus dröhnt. Die beiden Kids mustern mich schüchtern.

»Hi«, rufe ich fröhlich zurück und dann noch einmal in die Runde der Mitinsassen, die kurz von dem Musikvideo auf dem Bildschirm aufschauen. Viele nicken, der eine oder die andere kurz lächelnd. Dann ist das Video wieder spannender. Sanft streichele ich dem süßen Baby auf meinen Knien über den Lockenkopf, was die Geschwister offenbar vertrauenserweckend finden, zumindest fangen sie an, mir lustig zuzuzwinkern. Yanga sitzt direkt hinter mir. Ich spüre seine Knie durch den durchgessenen Sitz in meinem Rücken. Um nicht komplett von

dem breitschultrigen Mann neben ihm zerquetscht zu werden oder das bunte, prachtvoll gewickelte Kopftuch seiner Sitznachbarin zu verrücken, hat er sich so weit wie möglich zu mir nach vorne gebeugt. In einer Hühnermastanlage ist mehr Raum, denke ich. Und gleichzeitig feiere ich es, mit allen um mich herum in Kontakt zu sein. Auch wenn wir nachher bestimmt allesamt gleich riechen.

»Super, oder?«, brüllt Yanga mir ins Ohr. »Wenn wir Südafrikaner irgendwohin wollen, dann wollen wir da jetzt hin und nicht irgendwann. Wir haben keine Lust zu warten, und die Minibusse fahren den ganzen Tag die Straße rauf und runter. Du kannst ein- und aussteigen, wo du willst. Der Betrag für jede Strecke ist immer derselbe.«

Ich bin begeistert. Ob sich dieses System auch in Deutschland durchsetzen könnte? In dem Musikvideo zerfällt das Bild gerade in drei Teile, bevor es sich im Schambereich der Sängerin, die in einem parkähnlichen Garten steht, wieder vereint. Wir fahren an Villen und Pools vorbei, an Restaurants, Bars, Kirchen, einem Theater und an Zeitungsverkäufern, die an jeder Kreuzung versuchen, im stockenden Verkehr noch ein paar Pennys zu verdienen. Ich habe den Gedanken, wie wir dem Fahrer über gut zwanzig Personen und den Lärm hinweg Bescheid geben sollen, wo wir aussteigen wollen, noch nicht zu Ende gedacht, da kümmert sich Mawonga auch schon. Er pfeift einmal laut, worauf der wieder aus dem Bus hängende Beifahrer von dem ihm am nächsten Sitzenden angetippt wird. Der Beifahrer haut aufs Blechdach, der Fahrer lenkt ein und legt eine Vollbremsung hin. Was für eine grandiose Kettenreaktion. Während ich mein Leihbaby zurückgebe, mich aus dem Auto schiebe und mich dabei von allen verabschiede, gleichzeitig dafür entschuldigend, dass ich ihnen gerade auf die Füße oder ihre Einkäufe getreten bin, drücke ich Mawonga ein paar Münzen in die Hand, die er dem Beifahrer reicht.

Noch ein paar Mal müssen wir ein- und aussteigen. Mit zunehmender Entfernung zur Stadt werden die Häuser zu Hütten, die Hütten zu zusammengehämmertem Wellblech, das Leben staubiger, trubeliger und noch bunter.

Und dann sind wir da. Khayelitsha.

»Bleib am besten immer bei einem von uns«, sagt Mawonga nachdrücklich. »Ich werde bei jeder Kreuzung vorgehen und die Lage checken. Wenn eine Gang aufkreuzt und die Typen schlechte Laune haben, kann ich aber eh nichts machen ...«, und schon läuft er vor, um hinter den ersten Wohnblock zu blicken. Yanga und ich warten neben einem Laden, von dem nur noch die Wand und ein halb abgerissenes Waschbecken übrig sind.

»Vorgestern hat eine Bande hier alles ausgeräumt und kaputtgeschlagen«, murmelt Yanga. »Der Ladenbesitzer war echt nett, wir durften sogar anschreiben lassen. Jetzt ist seine Existenz futsch, niemand kann mehr einkaufen, und alle müssen für jede Besorgung eine ganze Weile fahren.«

»Etwas kaputtschlagen, worunter hinterher alle inklusive mir selbst leiden ... Wie bescheuert ist das denn?«, wundere ich mich laut.

Yanga zuckt traurig mit den Schultern. »Das ist das Problem mit den Drogen und der Perspektivlosigkeit. Viele Jugendliche sind einfach frustriert und wissen mit ihrer Wut und Enttäuschung nicht wohin. Und im Rausch ist dann alles scheißegal. Deshalb sind die auch so gefährlich«, erklärt er. »Du glaubst nicht, wie viele meiner ehemaligen Freunde ich mittlerweile zwischen den Gangmitgliedern wiedersehe. Alles Jungs aus der Nachbarschaft.«

Ich beobachte Yanga von der Seite. Sein Blick ist auf den Boden gerichtet. Auf den Stein, den er mit seiner Fußspitze weiter in den rötlichen staubigen Boden dreht. Mein kleiner Bruder klärt mich über die knallharte Realität seiner Umgebung auf. Und ich habe nichts anzubieten, was es besser machen könnte. Ich komme mir vor wie vom Planeten Seifenblase.

»Die Luft ist rein«, Mawonga kommt angejoggt. »Let's go!«

Wir gehen um ein paar Ecken. Zwischen eng an eng stehenden Häusern hindurch, Innenhöfe kreuzend, lange Leinen passierend, an denen farbenfrohe Kleider und Tücher in der heißen Luft trocknen. Die Häuser in dieser Gegend sehen alle ähnlich aus. Braun und schlicht.

Pflanzen suche ich vergeblich. Dafür sind Tore und Fensterläden in bunten Farben angemalt. Aus jedem Hof grüßen die Mamas freundlich, winken die Kinder fröhlich, nicken die alten Männer etwas verduzt, als wir zu dritt an ihnen vorbeiziehen.

»Da sind wir!«, ruft Mawonga und zieht ein großes rotes Tor auf. Schweiß strömt unter seiner Norwegermütze hervor und wird von den Ohrenklappen wieder aufgesogen. Offenbar geht Style vor Hitze koller. Beim Eintreten in den etwa dreimal drei Meter großen kahlen Innenhof wird mir klar: Ich hatte keine Vorstellung davon, was mich erwartet, wenn ich die beiden zu Hause besuche. »Hier wohnen meine Schwester, ihre Familie und ich«, erzählt Mawonga stolz. »Komm rein.« Im Entenmarsch betreten wir das Haus. Mit zwei Zimmern ist es sehr übersichtlich. Das eine ist das Schlafzimmer, das andere das Wohnzimmer, in dem aber offensichtlich auch geschlafen wird. In einer winzigen Küche stehen ein weißer Plastiktisch, ein Stuhl, ein klappriger Kühlschrank, eine Spüle, ein Herd mit zwei Kochplatten und ein Toaster. Um dort wieder herauszukommen, müssen Yanga und Mawonga rückwärtsgehen. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher, davor ein Junge auf dem Sofa. Er trägt ein FC-Barcelona-Trikot mit UNICEF-Logo am Kragen. Auf dem Bildschirm prügelt sich gerade Jackie Chan.

»Das ist mein großer Bruder«, sagt Yanga. Ich bin erstaunt, wie viele das Zuhause ihrer Nachbarn zu nutzen scheinen, als wäre es ihr eigenes.

»Hi, welcome, ich heiße Sunny«, sagt der Teenager und steht auf, um mir die Hand zu drücken. Ich mag ihn sofort. Sunny ist höchstens sechzehn, doch sein Gesichtsausdruck ist der eines Vaters, der sich sorgt, wie er seinen Sohn durchbringen soll. In Bezug auf sein eigenes Leben aber scheint Sunny bereits resigniert zu haben. Dabei geht es in dem Alter doch erst so richtig los, oder nicht?

Der Tag vergeht wie im Flug. Ich führe Interviews mit den dreien, lasse mir erzählen von ihrem Leben, von der Zauberschule, ihren Träumen und drehe Bilder.

»Weißt du, ich freue mich, dass Yanga die Zauberschule so ein Spaß macht, und ich sehe, wie viel Selbstvertrauen er dadurch bekommt.

Und natürlich wünsche ich mir, dass er den Wettbewerb gewinnt. Aber ich will auch, dass er sich nichts vormacht. Ich war ebenfalls auf dieser Schule, und was hat es mir gebracht? Ich bin trotzdem arbeitslos. Wie so viele in Khayelitsha«, sagt Sunny, während Yanga und Mawonga schon zur Nachbarin laufen. »Kartentricks helfen mir da auch nicht weiter ... Hier«, er lässt mich in den nächsten Innenhof vorgehen, »hier können wir seit dem Tod unserer Eltern immer wieder auftauchen.«

Eine kräftige Frau in rosafarbenem Top und mit wild gemustertem Tuch um die Hüfte füttert gerade zwei Hühner. Als sie mich sieht, kommt sie mit einem herzlichen Lächeln auf mich zu und nimmt mich in ihre kräftigen Arme. Es fühlt sich schön an, so herzlich umarmt zu werden, und ich merke, wie sehr ich die Selbstverständlichkeit genieße, mit der ich hier berührt werde.

»Hi, my daughter, Yanga hat mir schon von dir erzählt«, sagt sie mit angenehm tiefer Stimme. »Ich war die beste Freundin von Sunnys und Yangas Mutter. Ich würde wirklich gern mehr für die beiden machen, aber wie soll ich? Ich bin ja froh, wenn ich alle meine Kinder durch das Größte kriege.« Plötzlich ist da eine sorgenvolle Schwere hinter dem Lächeln dieser auffallend aufrecht stehenden Frau. Ich habe einen ungeheuren Respekt vor dem Leben hier. Vor der Härte, mit der die Menschen von klein auf konfrontiert sind. Und vor ihrer Liebe zum Leben und zum Lachen.

Als die Jungs und ich gegen Abend wieder auf der Straße stehen, sagt Sunny: »Ich bete jeden Tag, dass Yanga es besser macht als ich.«

Wie gerne würde ich noch den ganzen Abend mit den Jungs verbringen. Aber im Dunkeln, so lautet die ungeschriebene Regel, sei lieber zu Hause. Die drei setzen mich in den nächsten Minibus.

»Du hast doch noch alle Chancen, Sunny«, sage ich zum Abschied.

Er lacht. Es ist ein trauriges Lachen.

Aus dem Busfenster beobachte ich den näherkommenden Tafelberg, um dessen flachen Gipfel sich dunkle Nebelschwaden wie Fäden winden. »Es heißt, dass dort eine Hexe lebt, die abends ihre Suppe kocht«, hat Peter erzählt. Während ich in die Nebelschwadensuppe starre, wünsche

ich mir ganz fest, dass die Hexe eine gute Zukunftssuppe für meine neuen Brüder und all die Kinder und Jugendlichen aus Khayelitsha kocht.

Aourir, 25. Juli 2020

»Du isst seit einer Woche nur Kokosnüsse?« Ich bin sprachlos, und alle Energie scheint aus mir heraus in den Boden zu sacken. »Warum sagst du das erst jetzt?«, frage ich Tomar. Wir haben schon länger nicht miteinander gesprochen. Mal war Stromausfall und sein Handyakku leer, mal der Empfang so schlecht, dass Telefonieren einfach nur genervt hat.

»Du hast gesagt, dass du nicht für mein Leben verantwortlich bist«, druckst er.

»Stimmt, das habe ich gesagt, aber gerade ist Ausnahmezustand. Die ganze Welt steht Kopf. Und da ist doch mehr denn je klar, dass jeder jedem hilft, wie er eben kann, oder nicht?« Schockiert stelle ich fest, wie viel Macht meine Worte offenbar auf ihn ausüben. Gleich zu Anfang unserer Beziehung haben wir uns darüber ausgetauscht, wie wir trotz unserer unterschiedlichen Welten auf Augenhöhe miteinander umgehen können. Für mich einer der wichtigsten Punkte, wenn nicht sogar der wichtigste: Jeder ist selbst für sein Leben verantwortlich. Tomars wichtigster Punkt: Sich darauf verlassen zu können, dass ich immer zu ihm zurückkomme, egal, wie oft und wie lange ich weggehe. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, waren er und ich noch nie wirklich auf Augenhöhe, weil ich allein durch meine Herkunft am längeren Hebel sitze. Und weil immer ich es sein werde, die entscheidet, wann ich zurückkomme und wie lange ich bleibe. Oder ob ich überhaupt zurückkomme.

Jetzt würde ich gern bei ihm sein und kann es nicht. Aber stimmt das überhaupt? Will ich denn wirklich bei ihm sein? Als die Welt sich auf den Kopf gestellt hat, habe ich mich entschieden, in Marokko zu bleiben. Warum habe ich nicht eine Sekunde lang darüber nachgedacht, noch schnell in die Elfenbeinküste zurückzufiegen? Wäre es nicht

gerade während des weltweiten Lockdowns wichtig zusammen zu sein? Oder ist es womöglich noch wichtiger, dass jeder von uns in dieser Zeit auf sich allein gestellt ist? Ich atme tief durch. Meine Intuition hat mich nicht zu Tomar gehen lassen.

Und nun hat er sich nicht getraut, mir zu sagen, wie es ihm wirklich geht. Er hat sich nicht getraut, mir zu sagen, dass er, zum ersten Mal in vier Jahren, Geld braucht. Das macht mich traurig, wütend, enttäuscht, bereitet mir Schuldgefühle. In mir schreien alle alten Glaubenssätze durcheinander: Du bist ein schlechter Mensch, du bist egoistisch, du bist rücksichtslos, du und deine Werte, du hast wieder alles falsch gemacht, du bist so verantwortungslos, du hast gut reden mit deinen ganzen Privilegien, das gibt es ja nicht, jetzt erzählt er dir von sich und seinem Leiden, und du hockst hier wie das Opfer und hast mal wieder keinen Blick dafür, was mit ihm ist. Mir ist schlecht, und ich kann kaum noch klar denken. Ja, ich will die Verbindung zu ihm, aber zu meinen Bedingungen. Ich habe Angst vor meiner Macht, denn sie bürdet mir eine Verantwortung auf, die mich zu erdrücken droht.

Ich merke, wie müde ich bin. Vier Jahre lang habe ich daran gearbeitet, uns als gleichberechtigte Partner zu sehen. Aber Fakt ist: Ich habe Ersparnisse, er nicht, ich habe einen Reisepass, er nicht, ich komme aus einem Sozialstaat, er nicht, ich habe eine Schuldausbildung, er nicht, ich kann lesen und schreiben, er nicht ... Er kann im Busch überleben, ich nicht, er kann aus vermeintlich nichts ein Haus oder Werkzeuge bauen, ich nicht, er kann Krankheiten, sogar Malaria mit Pflanzen vorbeugen und therapieren, kann Schnittwunden und Infektionen mit Palmenblättern und Asche verarzten, ich nicht ... Er und ich haben viel gemeinsam. Unsere Liebe zum Surfen, zu Kindern, zu Tieren, aber leider auch unsere ausgeprägte Opferhaltung. Ankes Worte kommen mir in den Sinn: »Lena dein Gemecker geht mir echt langsam auf den Sack. Du vergeudest deine und meine Energie damit, ständig Probleme zu wälzen. Fang lieber an, auf die Lösung zu gucken.«

Atmen, Lena!, ermahne ich mich selbst und frage Tomar: »Was würde dir denn helfen?« Ich sehe ihn vor mir, wie er in der Hütte sitzt, die

wir vor zwei Monaten gemeinsam am Hang hinter dem Strand gebaut haben, auf der Matratze am Boden, neben sich Marley, seinen Hundewelpen und besten Freund.

Unser Deal: Ich stecke meine Ersparnisse in das Grundstück und in alles, was darauf gebaut wird, und seine Währung ist seine Arbeitskraft. Innerhalb von vierzehn Tagen haben wir erst das riesige Grundstück, das ich mal schnell für 35 Jahre gemietet habe, mit der Machete abgemäht - eine arge Schinderei, aber zusammen mit Freunden auch eine großartige Erfahrung - und dann die Hütte draufgesetzt. Damit Tomar, bevor ich weiterreise, einen eigenen Ort zum Leben hat, fernab seiner Familie, nur für sich. Hier wollen wir eines Tages unser gemeinsames Zuhause errichten. Die jetzige Hütte in eine Bar umwandeln und ein Umwelt- und Surfprojekt starten ... Plötzlich kann ich spüren, wie viel Überwindung es ihn gekostet haben muss, mir ehrlich zu sagen, was Sache ist.

»Ich brauche etwas zu essen für Marley und mich. Den letzten Sack Reis habe ich meiner Mutter gegeben, weil sie wegen ihrer Gürtelrose nicht aufs Feld kann und auch nichts zu essen hat. Ich habe den Shop-Besitzer gebeten, mir einen Sack Reis vorzustrecken. Aber der will, dass du dafür bürgst.« Seine Stimme bricht ab.

»Bin ich deine Mama oder was?«

Ich fasse es nicht. Wie respektlos ... Immerhin ist Tomar dort aufgewachsen, alle kennen ihn, und jetzt soll ich, die Fremde, für ihn gerade stehen?

Tomar schweigt. Offensichtlich habe ich ihm mit meinen Worten weh getan.

»Entschuldigung«, stottere ich, »ich bin einfach so sauer. Was soll denn das, die kennen dich doch.«

»Kannst du das trotzdem für mich tun?«, fragt er leise.

»Na, klar. Mache ich sofort«, gebe ich nach. »Wenn dir das hilft.«

»Lena?«

»Ja?«

»Ich brauche auch Geld für Gas, damit ich den Reis kochen kann.«

»Warum nimmst du nicht einfach einen Job auf den Plantagen an wie sonst auch? Und was ist mit den Surftouristen? Die Saison geht doch jetzt los.« Ich will auf Teufel komm raus, dass er sich selbst versorgt. Denn wenn ich ihm Geld schicke, wird das etwas mit ihm und mir machen, da bin ich sicher.

»Lena, das Reisen im Land ist untersagt. Die Plantagen sind geschlossen, die Surfer können nicht kommen. Die letzten zwei Tage haben wir zu dritt das Feld des Nachbarn umgegraben. Am Ende gab es fünfzig Cent pro Person und Tag. Was soll ich mit fünfzig Cent am Tag anfangen?«

Ich seufze. Es tut mir weh zu hören, wie beschissen seine Situation ist. Dass er, auch wegen unserer Beziehung, auf einmal komplett allein dasteht. Da sind seine kranke Mutter, seine Schwester, die ihr letztes Geld in den Krankenhausaufenthalt und die Medikamente für die Mutter gesteckt hat, sein Onkel, der der Meinung ist, wer eine weiße Freundin hat, ist versorgt ... Und alle die Leute im Dorf, die das offenbar ebenso sehen.

»Lena?«

»Ja?«

»Habe ich dich jemals um Geld gebeten?«

»Nein.«

»Jetzt brauche ich Geld.«

»Wie viel denn?«

»Zweiundzwanzig Euro im Monat. Für vier Monate. Dann ist es hoffentlich vorbei, und die Leute dürfen wieder reisen. Davon kann ich wenigstens Reis und Gas kaufen. Den Rest besorge ich mir schon irgendwie.«

5 Perspektiven / Südafrika 2008

Reva schaut mich an. »Würdest du denn das Gleiche für mich tun?«
Damit habe ich nicht gerechnet. Wir haben uns erst vor ein paar Wochen

beim Billardspielen kennengelernt. Mit seinem kleinen Bauch und dem etwas schielenden linken Auge war er nicht der schönste Mann im Hostel. Aber er hat eine Ausstrahlung, die alle anderen in den Schatten stellt. Als unsere Blicke sich das erste Mal begegneten, war es, als durchzuckte mich ein heißer Blitz. Und dasselbe Gefühl habe ich seitdem jedes Mal, wenn er mich ansieht. Auch jetzt.

»Nein, würde ich nicht«, antworte ich leise, aber bestimmt.

Revas Augen verengen sich kurz. Lang genug, um zu bemerken, wie es in ihm arbeitet. Sein Blick wandert von mir weg, erst zum Fenster, dann auf seine Hände.

Den Rest der Minibus-Fahrt zu Kapstadts Hauptbahnhof schweigen wir. Wir sind auf dem Weg nach Hermanus, in eine dieser hübschen kleinen Hafenstädte, weil ich noch eine Geschichte für die nächste Magazinausgabe brauche. Immer noch schweigend steigen wir aus, laufen nebeneinander die Treppe zum Bahnsteig hinunter und suchen uns einen Platz im Zug. Ich bin extrem angespannt, möchte Reva am liebsten in den Arm nehmen. Die letzten Stunden mit ihm genießen. Keine Ahnung, wie viele Stationen wir gefahren sind, als Reva plötzlich aufsteht und sagt:

»Ich muss gehen.«

Der Zug hält, die Tür geht auf, und ehe ich etwas erwidern kann, ist er verschwunden. Die Tür schließt sich, der Zug fährt weiter, und ich setze den Ausflug ans Meer allein fort.

Weinen kann ich nicht. Weil ich weiß, dass es besser so ist. Weil es richtig war, ehrlich zu sein. Weil es wichtig war, klar zu sein. Für uns beide. Die Wahrheit ist, dass ich mich wahnsinnig in ihn verliebt habe. Und doch kann und will ich nicht die Verantwortung dafür übernehmen, dass er sein Land und sein Leben hier hinter sich lässt. Ich will einfach nur verliebt sein und eine gute Zeit haben. Damit ist alles zwischen uns entschieden.

Reva ist im Township geboren und hat jetzt die Möglichkeit seines Lebens, denn seine langjährige dänische Freundin will ihn heiraten. Das Visum für Dänemark kann er spätestens Ende der Woche

abholen. Und nur wenige Tage später geht sein Flieger. Wir haben beide nicht damit gerechnet, dass wir einander passieren. Aber Liebe kann vergehen. Die Chance deines Lebens sollte es nicht ...

Vor einer Woche lag ich schon im Bett, als Charly anrief. Charly, dessen richtigen Namen ich nicht aussprechen kann, weil er zum Volk der Xhosa gehört und sein Name deshalb zig Klicklaute enthält. Was dann irgendwie so gesprochen wird wie Mlklicklackallickcharly. Um nicht jedes Mal jemanden mit Zungenbruch ins Krankenhaus bringen zu müssen, ist er für jeden Nicht-Xhosa einfach Charly.

Ich habe ihn am selben Abend kennengelernt wie Reva und sofort gewusst: Wir werden dicke Freunde. Charly arbeitet bei Woolworth als Leiter der Essensabteilung. Einen passenderen Job hätte er nicht finden können, denn er liebt gutes Essen, ist deshalb fast so breit wie lang und leuchtet wie die Sonne. Er geht nicht, er swingt, und wenn er lacht, hüpfen mein Herz vor Freude. »Lena, zieh dich an, Tom und ich holen dich in fünf Minuten ab, wir gehen Shrimps essen und tanzen«, grölt er vergnügt durchs Telefon. Das lasse ich mir nicht zweimal sagen.

Ich springe aus dem Bett auf den Holzboden der alten Villa, dessen Bretter knatschend nachgeben, und klopfe mit dem Besenstiel gegen die Decke. Keine zwei Minuten später steht Yeta in meinem Zimmer.

»Was ist? Was machen wir?«, gähnt sie.

»Zieh dich an, wir gehen aus!«, und weitere drei Minuten später sitzen wir bei den Jungs im Auto. Ich bin selig, so tolle Freunde gefunden zu haben, und dankbar, dass Yeta und ich nicht selber fahren müssen. Beim letzten Mal ist uns der Golf I eines Freundes ausgegangen. Es war schon dunkel und wir gerade an dem steilen Hang auf dem Weg nach Oranjezicht, als das Auto keinen Mucks mehr von sich gab. Vorsichtig haben wir versucht, uns rückwärts durch den immer noch dichten Gegenverkehr in die nächste Seitenstraße rollen zu lassen, was damit endete, dass wir mitten in der Nacht ohne Licht quer auf der Straße standen.

Dann doch lieber Tom am Steuer, obwohl der sicher schon das vierte Bier intus hat. Aber er hat Übung. Er arbeitet in der Miller Brauerei und scheint nichts anderes zu trinken. Die nächste Flasche steht schon

neben dem Schaltknüppel bereit.

»Hi, Mädels, alles fit?« Mit einem lustigen Augenzwinkern dreht Charly sich zu uns um. Ich bin so glücklich und drücke ihn entsprechend fest von hinten.

»Yeta, ich dachte, du warst heute beim Frisör?« Tom schaut in den Rückspiegel.

»Ja, volle acht Stunden.« Sie seufzt.

»Was genau hat der denn gemacht?«, frage ich verwundert. Yeta ist halb Angolanerin, halb Deutsche, und wir haben uns in der Villa einer Weißen Südafrikanerin kennengelernt, die die vielen leeren Zimmer an Studierende aus den USA und Europa vermietet. Yeta ist zwar auch regelmäßig bei ihrer Mama in Hannover, aber offenbar sollten wir uns hier kennenlernen.

»Na, die haben mir das alte Kunsthaar abgenommen und neues angeknüpft«, sagt sie und streicht sich dabei durch das glatte, kinnlange Haar.

»Du hast acht Stunden beim Frisör gesessen, um hinterher so auszu-sehen wie vorher?«, frage ich.

»Äh, ja?«, gluckst sie.

Und wir brechen alle in Lachen aus.

Während wir uns die Shrimps in unserer Lieblingsbar schmecken lassen, mache ich mir zum ersten Mal klar, dass Tom und Charly zu einer neuen, langsam wachsenden Mittelschicht gehören.

Gut gesättigt stürzen wir uns auf die Tanzfläche einer nahegelegenen kleinen Bar mit Hip Hop und Afrobeats. Charly und ich sind nicht zu bremsen. Wir tanzen, was das Zeug hält. Ich könnte vor Glück platzen, fühle mich in meinem Element und mit allem verbunden, wie immer, wenn ich tanze. Doch diesmal tanze ich in Südafrika. Die pulsierende Energie ist mitreißend, jede Bewegung selbstverständlich. Alles grooved, alles schwingt. Und im Nu bin ich Teil eines spontanen Tanzwettbewerbs, den ich in der Kategorie Arschwackeln gewinne.

Ich schmeiß mich weg. Charly schlägt stolz ein.

»Hast du gerade Ronaldo gesehen?« fragt Yeta und zieht mich an der

Hand. Sie muss aufs Klo.

»Dieser dünne Typ, der gerade an mir vorbeigestolpert ist, mit den zwei Mädels im Schlepptau?«, rufe ich, um die donnernde Musik zu übertönen.

»Ja, Cristiano Ronaldo.« Yeta strahlt mich an. Ich erkenne Promis nicht mal, wenn sie mir auf die Füße treten, ist aber auch egal, wenn sie in echt nicht mal halb so sexy sind wie im Fernsehen, denke ich, und stiefele Yeta hinterher. Sie reicht mir nur bis zur Brust, und wenn sie wie jetzt vor mir durch eine Menschenmenge läuft, fühle ich mich wie ein Containerschiff, das von einem kleinen Schlepper gezogen wird.

Da plötzlich steht er vor mir. Reva. Mein Herz rutscht in die Hose.

»Hi.« Er grinst verschmitzt. »Was machst du denn hier?«

»Ich bin mit Charly, Tom und, äh, Yet ...«, setze ich an, doch Yeta weiß genau, was gerade passiert, und hat sich schon zwinkernd Richtung Klo verabschiedet. Tom und Charly signalisieren mir von der Bar aus, dass sie Yeta nach Hause fahren werden. Dann verschwinden Reva und ich auf der Tanzfläche, wo wir uns den Beats hingeben. Zunächst mit einigem Abstand, doch wie von einem Magnet angezogen bin ich ihm plötzlich ganz nah. Und mein Körper reagiert sofort mit einer Gänsehaut, als er seine Hand auf meinen Rücken legt. Mein Becken sucht seines ...

»Ich habe eine Freundin«, sagt er.

»Ich habe einen Freund«, sage ich. Und wir sehen uns tief in die Augen. Now ain't sayin' she a gold digger. But she ain't messin' with no broke niggas , singt Kanye West, während Reva mich an die Hand nimmt und sanft aus dem Club zieht.

Wusch. Überall Qualm. Yangas konzentriertes Gesicht ist das erste, das aus dem Nebel wieder auftaucht. Und da ... Nein, das kann nicht sein ... Aber doch ... Vor ihm in der Luft schwebt seine Mitschülerin. Als hätte er nie etwas anderes gemacht, bewegt er den Zauberstab langsam im Kreis, und die Fliegende folgt. Die Zuschauer jubeln. Irre. Ich zoomte auf die Juroren, auf ihre ernstesten Gesichter. Kaum einer verzieht eine Miene, aber an ihren leuchtenden Augen ist zu erkennen, dass auch

sie begeistert sind.

Yanga war so nervös vor seinem Auftritt, hat sein Equipment mindestens fünf Mal gecheckt. Gewinnt er, so eröffnen sich ihm wertvolle Möglichkeiten und Erfahrungen. Ich denke an meine eigenen Auftritte und Wettbewerbe als Kind zurück, beim Tanzen, Singen, Reiten, Fußball, im Akkordeon-Orchester. Wie aufgeregt auch ich jedes Mal war. Obwohl es im Vergleich zu hier um nichts ging.

Yanga reißt den Zauberstab wieder hoch, sein blauer Mantel weht imposant nach hinten, es raucht und knallt, er verbeugt sich im Nebel, der Vorhang fällt, und der Applaus braust auf. Ich blicke mich um. Die Plätze, die für seine Familie reserviert waren, sind leer. Weder die Nachbarin noch Sunny sind gekommen.

Ich renne schon den ganzen Tag wie verrückt mit der Kamera hin und her, um ja nichts zu verpassen. Soll ich jetzt nach Yanga schauen? Wie lange wird es dauern, bis die Juroren ihre Entscheidung bekanntgeben? Halleluja, ich brauche einen Assistenten.

Ich will gerade das Stativ zusammenklappen, um Yanga wenigstens kurz zu sehen, da ist es schon soweit. Die Jury hat entschieden ...

Die acht besten Kinder werden auf die Bühne gerufen. Ich bin so angespannt, dass ich kaum noch atme. Platz fünf, vier, drei, noch immer ist sein Name nicht gefallen. Yangas Gesicht ist abzulesen, dass auch er langsam realisiert, dass er noch nicht ausgezeichnet wurde. Platz zwei, Platz 1. Yanga! Mir kommen die Tränen. Mawonga stürzt sich auf seinen Freund, die beiden umarmen sich, springen glücklich auf und ab. Yanga sucht meinen Blick, entdeckt mich und kommt mit seinem Pokal unter dem Arm angelaufen. Ich drücke ihn, so fest ich nur kann.

»Lena, bist du stolz auf mich?«, fragt Yanga leise.

»Machst du Witze? Ich war noch nie stolzer auf jemanden, als ich es jetzt gerade auf dich bin.« Noch einmal drücke ich ihn an mich. Mein Herz hüpfte vor Freude, und ich wünsche meinem kleinen Bruder, dass ihm alle Türen dieser Welt offenstehen und er nur noch Liebe erfährt.

Kaum bin ich aus der Aula heraus, habe ich wieder Handyempfang. 25 Anrufe in Abwesenheit. Und eine SMS meiner Vermieterin: Es wurde

eingebrochen. Alle deine Sachen sind geklaut. Die Polizei war da. Bis gleich.

Als ich in der Villa ankomme, hat sich der Aufruhr schon wieder gelegt. Offensichtlich haben die Einbrecher gewusst, dass gerade niemand da war. Und ja, fast alles ist weg. Mein Laptop, meine Kleidung. Interessanterweise bleibe ich ziemlich ruhig. Hauptsache, dass keinem meiner Mitbewohner etwas passiert ist. Und meine Artikel fürs Magazin habe ich noch gestern Abend abgeschickt. Alles andere lässt sich ersetzen.

»Lena«, sagt die Vermieterin, »ich muss mit dir sprechen.«

Ich nicke und folge ihr in ihren Privatbereich. Ihr ernster Ton lässt nichts Gutes ahnen. So kenne ich sie gar nicht. Vor ein paar Wochen hat sie mich schon einmal zu sich gebeten. »Lena du bist so ein Sonnenschein«, strahlte sie mich an. »Seit du eingezogen bist, ist die Stimmung im Haus so entspannt wie nie zuvor.« Das hat mich ganz verlegen gemacht, aber natürlich riesig gefreut.

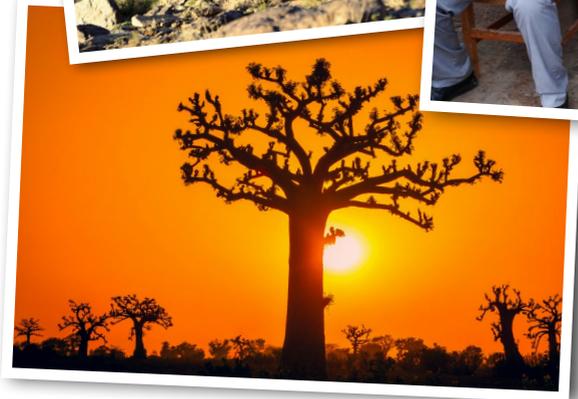
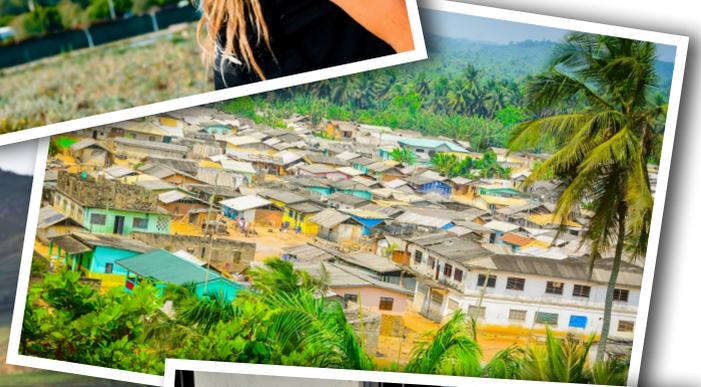
Diesmal strahlt sie nicht.

»Ich möchte deinen Schwarzen Freund nicht mehr hier sehen«, sagt sie und runzelt die Stirn. »Ich kann es nicht beweisen, aber ich gehe davon aus, dass es seine Freunde waren, die hier eingebrochen sind. Bei seinen Besuchen hier hat er mitbekommen, wie wir leben und was es zu holen gibt. Er wusste, wann wir tagsüber alle ausgeflogen sind.«

»Reva? Auf keinen Fall«, bricht es aus mir heraus. Hat sie das gerade wirklich gesagt? »Ist es, weil er Schwarz ist?« Ich bebe vor Wut.

»Damit hat das nichts zu tun«, sagt sie, dreht sich um und geht ohne ein weiteres Wort.

Doch ich weiß, dass meine Tage in dieser Villa gezählt sind. Ich rufe Reva an, und wir beschließen, zusammen nach Hermanus zu fahren.



Über die Autorin



Lena Wendt ist seit jeher von Afrika und vom Reisen begeistert. Seit ihrem Journalistikstudium und einem Praxissemester in Südafrika sparte sie all ihre Urlaubstage und Überstunden auf, um so viel Zeit wie möglich am Stück auf dem afrikani-

schen Kontinent verbringen zu können. 2014 beschloss Lena, Job und Wohnung in Hamburg hinter sich zu lassen, und begab sich zusammen mit ihrem damaligen Freund Ulrich Stirnat auf einen zweijährigen Trip im selbst ausgebauten Land Rover durch Westafrika. Aus ihren Erlebnissen und Begegnungen auf dieser Reise entstanden der Kinofilm »REISS AUS. Zwei Menschen, zwei Jahre, ein Traum« sowie ihr erstes Buch: »REISS AUS. Von einer, die auszog, um Leben zu lernen« (Knesebeck Verlag, 2019). Seit 2020 lebt Lena Wendt in Marokko und baut sich eine neue Existenz in ihrem »Hafen der Heimat« auf.

Instagram: @lenalovesafrica

Internet: lena-wendt.com

12 Jahre, 25 Länder und eine neue Heimat

Lena Wendt, bekannt durch ihren Film und das gleichnamige Buch »Reiss aus«, nimmt die Leser:innen in diesem Buch erneut mit auf eine erzählerische Reise: Innerhalb von 12 Jahren bereiste sie 25 afrikanische Länder, bis sie Anfang 2020 dank der weltweiten Pandemie in Marokko strandete und dort eine neue Heimat fand.

In »Danke, Afrika!« erzählt Lena Wendt von ihren ersten naiven Schritten auf dem afrikanischen Kontinent ebenso lebendig und mitreißend wie von verstörenden Erlebnissen und skurrilen Begegnungen zwischen Dschibuti und Nouadhibou. Sie berichtet von den täglichen Glücksmomenten, die ihre neue Heimat Marokko ihr beschert – aber auch von den Herausforderungen, sich in einer fremden Kultur und fremden Land ein Leben aufzubauen.

Die tiefen Begegnungen mit den Menschen und die ehrliche, humorvoll-selbstkritische Reflexion der Autorin machen das Buch zu einer ganz besonderen »Lese-reise«.



COPRESS